



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Verfehltter Anschluß : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

spricht sich für einen Zensus aus. Aus diesen Reden läßt sich wohl noch heute etwas lernen. Im ganzen aber findet, wie gesagt, unser politisches Interesse seine Rechnung nicht mehr dabei.

Eine andre Frage wäre, ob sie als Erscheinungen der Redekunst, als Muster für uns einen Wert hätten. Der Herausgeber hat den Biographien der einzelnen Redner in dieser Hinsicht immer einige bezeichnende Bemerkungen, gut gewählte Zeugnisse oder dergleichen hinzugefügt. Es ist ja keine Frage, daß sich hier viel mehr Individualität ausdrückt, als in unsrer heutigen Parlamentssprache. Auch eine feste Form giebt sich bei manchen Rednern zu erkennen, z. B. bei Vincke aus Hagen oder bei Dahlmann. Aber an die Haltung der bessern englischen Parlamentsreden reichen sie doch nicht hinan, und viele sind nur wohlgesetzte, ganz persönlich gehaltne Augenblicksergüsse. Alles in allem genommen, haben wir an ihnen doch nur eine — immer noch recht unterhaltende — Lektüre, unterhaltend schon im Hinblick auf die vielen damals in Umlauf gesetzten geflügelten Worte, wie Arndts gutes, altes deutsches Gewissen, Uhlands Tropfen demokratischen Öls oder Vinckes durchlöchernten Rechtsboden.

Ein Teil der Männer, die in Frankfurt geredet haben, hatte auch dem Vereinigten Landtag angehört, der ein Jahr früher zum erstenmale in Preußen zusammengetreten war. Die Verhandlungen waren dort von viel größerer sachlicher Bedeutung, die Gegenstände greifbarer, die Ziele klarer und bestimmter. Es war das wohl die tüchtigste, jedenfalls eine der interessantesten Versammlungen politisch tagender Männer, die Deutschland gesehen hat. Der Herausgeber würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er die Verhandlungen dieses ersten Vereinigten Landtags von 1847 zu einem handliche Buche, etwa in der oben angedeuteten Weise, verarbeiten wollte.

Dresden

Adolf Philipp



Verfehlter Anschluß

(Schluß)



S wurde immer lauter in dem Zelte, den Festreden wurde keine rechte Aufmerksamkeit mehr geschenkt, Fräulein Schlömilch hörte auf, Heinrichs Unterhaltung zu stören, sie fing an, Herrn Schuckerts Lebensstellung doch ganz interessant zu finden, die Frau Superintendentin an Heinrichs Seite verzichtete auf eine lustige Ecke und hörte, wie halb im Traum über die Tafeln blickend, unaufmerksam den langweiligen Erörterungen ihres Tischherrn, des Kandidaten

Achtermbusch zu, und Heinrich ließ sich von seiner Nachbarin ausfragen, als ob er auf dem Polizeiamt wäre und müßte seine innersten Geheimnisse preisgeben.

Er fragte sie dagegen, ob sie lieber auf dem Lande oder in der Stadt lebte, und war mit ihrer Antwort nicht ganz zufrieden, da sie das von einem Umzuge ihrer Eltern abhängig machte. Dann schilderte er die Genüsse des Stadtlebens, sprach vom Theater, von den Konzerten und von der anregenden Geselligkeit und meinte, daß man, wenn man wolle, auch in der Stadt für sich leben könne, dabei doch jeden Tag die Möglichkeit habe, aus seinem Schneckenhaus seine vier, fünf Hörner auszustrecken.

Diese Anspielung auf den Kindervers gefiel Bertha ganz besonders. Also das habt ihr auch gesungen, ihr Stadtkinder? fragte sie. Dann kann es doch so schlimm nicht sein. Vielleicht möchte ich auch in einer Stadt leben.

Endlich kam Fritz mit hochgerötetem Antlitz und ging mit einigen Kisten Cigarren um den Tisch. Obgleich aber diese wichtige Aufgabe vom Vater in seine Hände gelegt war, mußte er sich doch, als er an die Tischecke kam, niedersetzen, mit Bertha anstoßen und mit Heinrich auf gute Freundschaft trinken, auch die Superintendentin und Herr Schuckert, Fräulein Schlämich und Herr Achtermbusch wollten nicht zurückstehen und überschütteten den jungen Agronomen mit freundlichem Zuspruch. Es war mit einem Worte reizend.

Jetzt sprach Herr Krause, nachdem er sich endlich Gehör verschafft hatte, seinen Gästen nochmals seinen Dank für alle ihm und seiner Frau erwiesene Freundlichkeit aus und forderte dann die Gesellschaft auf, sich ein Weilchen im Garten zu ergehen und für die Räumung des Zeltes eine kurze Frist zu bewilligen. Die Musikanten, die einen neuen Toast voraussetzen mochten, bliesen abermals einen Tusch, es geschah ein allgemeiner Aufstand, ein Händeschütteln, wie nach einem schwer erfochtenen Siege, ging durch die Reihen, und jeder fühlte sich besser, wichtiger, liebenswürdiger und klüger als bei Beginn der Tafel. Alles drängte dem Ausgang zu, sich nach dem langen Sitzen im Freien zu ergehen, und es bildeten sich neue Gruppen; einige Herren sprachen mit Anerkennung von Himmelreichs Leistungen und erwähnten diese oder jene Gelegenheit, wo sie kaum besser gegessen und getrunken hätten; einige Damen priesen das Krausische Familienglück und blieben nur zweifelhaft, ob Herr oder Frau Krause frischer und jugendlicher aussähe. Der Landrat vom Bühl verabschiedete sich, da ihm morgen eine unaufschiebbare Dienstreife bevorstehe. Sein Scheiden wurde allgemein bedauert, man lobte seine feine und gar nicht herablassende Art. Die Superintendentin hing sich in den Arm ihres alternden Gatten und erging sich, langsam mit ihm wandelnd, in den entferntern Teilen des Gartens. Unter der Baumgruppe am Ende des langen Mittelweges war ein Kaffeeschentisch aufgestellt, der vielen Zuspruch fand, und etwas abseits umstand ein zweifacher Kranz von Früchten einen kleinen Tisch, an dem eine Auswahl von Vikoren den Kenner lockten. Die jüngeren Leute, die den kommenden Teil des Festes als die Hauptsache ansahen, hielten sich mehr in unmittelbarer Nähe des Zeltes und konnten die Zeit nicht erwarten, bis die hurtigen Lohndiener und helfenden Hände mit dem Räumen des Zeltes fertig waren.

Inzwischen begann es langsam zu dämmern; draußen wurden Windlichter aufgestellt, und im Innern des Zeltes eine allerdings nur spärliche Beleuchtung in Gang gebracht. Herr Krause, der heute weicher war als gewöhnlich,

erklärte ein mal über das andre, daß er, wenn die „Kampagne“ schon im Gang wäre, das Zelt überhaupt elektrisch würde haben beleuchten lassen. Aber dann, meine Herrschaften, fügte er hinzu, wäre schwerlich überhaupt aus dem Feste etwas geworden, denn dann wäre ich wieder der Fabrikklave und könnte an Festlichkeiten nicht denken. Es wurde ihm einstimmig versichert, daß die Beleuchtung vorzüglich sei, und daß ein solches Fest überhaupt nur Herr Krause arrangiren könne.

Endlich erschollen aus dem Zelte die Klänge einer Polonaise, rasch fanden sich die Paare nach der Tischordnung zusammen, und das Ehepaar Krause voran, setzte sich der Zug in Bewegung. Man ging durch den Garten, den Hof, an dessen Gitter das halbe Dorf versammelt war, und wieder durch die Gänge des Gartens ins Zelt zurück. Hering versicherte seiner Tänzerin, daß er sich in seinem Leben noch nie so gut amüßirt habe und jedenfalls auch noch nie so glücklich gewesen sei. Zaghaft drückte er den Arm der Kousine fester an sich, und sie wehrte es ihm nicht.

Dann wurde ein Walzer gespielt, die ältern Paare traten aus den Reihen, und die jüngern drehten sich nun im Tanze. Im Hause waren für die Herren, die mit der Polonaise ihrer Pflicht genügt zu haben glaubten, Spieltische aufgestellt, sie verschwanden, jedenfalls nach geheimen Verabredungen, aus dem Zelte, die ältern Damen setzten sich in die Ecken, und Tanz folgte auf Tanz.

Heinrich wurde, so bescheiden er sonst von seinen Künsten dachte, in Folge seiner sich offenbarenden Sicherheit allmählich in die Rolle des Vortänzers gedrängt, und er wagte es sogar, trotz der von allen Seiten erhobnen Bedenken, eine Quadrille zu kommandiren. Bertha war glücklich, glücklich, daß sich der Vetter so entpuppte und deshalb allgemein gefiel. Sie mußte ihn immer wieder und wieder bitten, nicht nur mit ihr zu tanzen, sondern zum Beispiel einmal die Dame im blauen Kleide oder Frau Pieper oder Fräulein Schatte aufzufordern, denn auch diese seien hergekommen, um zu tanzen und nicht um auszurufen. Übrigens sei ein Ball etwas himmlisches. So tanzte Heinrich unermüdblich, und die Augen seiner Mutter folgten seinem rastlosen Eifer mit freudigem Stolze. Dein Heinrich, sagte die Schwester zu ihr in aufrichtiger Anerkennung, ist ja ein ganz gefährlicher Mensch, und meine Bertha habe ich noch nie so ausgelassen gesehen.

Es ist ein ganz reizendes Mädchen, setzte Frau Hering hinzu, die müßte jeden Mann glücklich machen.

Endlich fingen einige Familien an, zum Aufbruch zu mahnen, es wurden Boten an die Spieltische geschickt, und einige Herren stellten sich wirklich wieder im Zelte ein. Doch es sollte noch nicht gleich zum Schluß kommen, denn nun machte der Oberförster Oehsenius den allgemein gebilligten Vorschlag, noch den Großvateranzug zu Ehren der silbernen Hochzeitsleute zu tanzen. Dabei spielte nun freilich die Jugend eine unbehilfliche Rolle, und während sich die ältern Ehepaare in selige Jugenderinnerungen zurückversetzten und einen Schimmer von der ehrbaren Lustbarkeit vergangner Tage in die nüchterne Gegenwart zurückriefen, sahen die jungen Leute lichernd oder kritisch zu. Noch wurde eine Nachahmung des bei grünen Hochzeiten üblichen Kranzvertanzens versucht, aber das Lied: Wir winden dir den Jungfernkranz wollte nicht mehr zünden. Den gesetzten Leuten wurde wehmütig dabei ums Herz, und die jungen Gemüther vermißten den rechten Sinn bei der Handlung. Endlich nahm

man allgemein Abschied, die Wagen wurden gerufen, Dankesworte erschallten hinüber und herüber, und endlich waren die letzten Gäste davongefahren.

Man fand sich nun noch einmal im Familienzimmer zusammen. Von der Zeltwiese schallten noch abgerissene Tanzweisen herüber. Die trümgelderfrohen Mägde, die Gehilfsinnen, die Lohndiener hatten die Musikanten noch zu einer Extragabe vermocht, und Herr Krause hatte heute ausnahmsweise nichts dagegen, daß sich die Leute noch auf ihre Weise ein kurzes Vergnügen machten.

Onkel, das war ein prächtiger Tag heute, sagte Heinrich, der zu Herrn Krause herangetreten war.

So, es soll mich freuen, mein Junge, wenn dir's gefallen hat. Auch du hast deine Sache ausgezeichnet gemacht. Es ist nur gut, daß du mit dem Austauen nicht bis zur goldnen Hochzeit gewartet hast, denn es ist damit doch eine zweifelhafte Sache. Was meinst du, Alte, hast du Lust dazu?

Heinrich, sagte Frau Krause, ist mir heute der liebste von allen unsern Gästen gewesen. Sie verstehen mich nicht falsch, lieber Peters, mein Nefse ist bis jetzt noch nie bei uns gewesen, sodaß ich ihn unwillkürlich gar nicht zur Familie gerechnet habe.

Ich verstehe Sie sehr gut, antwortete der Oberlehrer, ich weiß schon lange, daß ich nicht die Ehre habe, mir Ihr Wohlgefallen erworben zu haben. Außerdem gehört Herr Assessor Hering in Ihre Familie.

Sei kein Narr, Peters, rief Herr Krause unmutig; sang wenigstens heute Abend keins deiner beliebten Wortgefechte an. Morgen können wir weiter über die Sache reden; ich glaube, es ist die höchste Zeit, daß wir ins Bett gehen. Gute Nacht, Kinder!

So schloß der Abend mit einem kleinen Mißton, aber die gallige Laune des Oberlehrers war doch nicht imstande gewesen, die schönen Eindrücke des Tages zu verwischen. Frau Krause hatte beim Zubettegehen leichtes Spiel, ihren Mann von der Absichtslosigkeit ihrer Worte zu überzeugen. Peters ist ein Krakehler, sagte er, und Heinrich verständiger, als ich gedacht hatte.

Nicht so verständig, gottlob, sagte Frau Krause.

Meinetwegen nicht so verständig.

Heinrich aber nahm sich beim Einschlafen fest vor, keine andre jemals zu heiraten, als Bertha Krause. Und diese schlief glücklich ein, nachdem sie sich nur schwer entschlossen hatte, den Onkel Peters nicht vom Nachtgebet auszuschließen, in das sie nach alter Gewohnheit alle mit einbegriff, die unter dem Dache ihrer Eltern schliefen.

Am längsten wachte noch Frau Hering. Frohe Hoffnungen ließen sie den Schlaf, den sie doch nach den Anstrengungen des Tages reichlich verdient hatte, so bald nicht finden. Aber sie wurde diesmal nicht ungeduldig.

* * *

Wieder wurde im Kraußischen Hause eine Hochzeit gefeiert, aber diesmal war es Frühling, und es war eine grüne Hochzeit: die Tochter wollte das Haus verlassen, den Assessor Hering heiraten und in die Stadt ziehen. Die Verlobung hatte sich schneller herbeiführen lassen, als bei dem überlegsamem Wesen des Bräutigams zu erwarten gestanden hatte. Aber das verwandtschaftliche Verhältnis hatte es ihm erleichtert, die große Frage zu thun, und das frisch zugreifende Wesen Berthas hatte ihr das Geständnis inniger Zuneigung zu ihm schneller über die Lippen gebracht, als sonst wohl pseudo-

schüchterne Jungfräulein für schicklich halten. Bertha kannte nur wenig von der Welt, und Menschenkenntnis war nicht ihre stärkste Seite, sonst hätte sie nicht so unbedenklich die Zukunft herbeigesehnt mit all den namenlosen Seligkeiten und überschwänglichen Freuden, von denen ihr Herz träumte. Aber sie war jung und unberührt von trüben Eindrücken, sie hatte also ihr gutes Recht dazu, unbesorgt dem Glücke die Hand zu bieten, zumal da Vater Krause nichts dagegen hatte und die Mutter es sogar wünschte.

Wieder wurde Himmereich bestellt und ein schönes Essen vereinbart. Ein Zelt war diesmal nicht nötig, da nur eine Feier im engsten Kreise beliebt wurde. Wieder kamen der Apotheker und der Oberlehrer Peters, der es jetzt vorzog, die Thatsache zu respektiren und die Bosheiten zu verschlucken. Natürlich begleitete ihn seine Frau, aber jetzt kam auch der alte Hering mit und ein paar Freunde Heinrichs aus der Stadt als Brautführer. Auch der Superintendent und seine Frau waren da, er, um die Trauung vorzunehmen, sie, weil es unumgänglich notwendig war, daß sie mit ihrem lebenswürdigen Wesen das Fest verschönern half.

Die Feier verlief in den Formen, die sich für solche Gelegenheiten bei einem ansehnlichen Besitzstande gebildet haben, alle menschlichen Empfindungen, die sich bei einem solchen Anlaß einzustellen pflegen, wurden ordnungsgemäß angedeutet, zurückgedrängt, zum Ausdruck gebracht oder verhüllt, je nachdem es bei den einzelnen Akten und Szenen der Anstand erforderte, und endlich saß Heinrich mit seiner jungen Frau im Schnellzuge, sie in einem einfachen Reisefleide und er in einem Anzuge, der ihn in den Stand gesetzt hätte, ein Wettrennen zu besuchen oder an einer Jagd teilzunehmen. Die beiden jungen Eheleute waren auf dem Wege nach dem Süden. Man hatte es für angemessen gehalten, sie vor Beginn des häuslichen Zusammenlebens noch einen kurzen Kurs in der vergleichenden Hotelkunde durchmachen zu lassen, wahrscheinlich, damit ihnen das bevorstehende Leben zu Zweien nach dem unruhigen Getriebe der Reise als angenehme Abwechslung erschiene.

Nach vier Wochen kamen sie in der Stadt, in der Heinrich eine Lücke im Verwaltungsdienst ausfüllte, wieder an, beide ein bißchen ermüdet, auch wohl ein wenig enttäuscht, aber doch auch voll guter Vorsätze für die Zukunft. Sie wollten sich beide das Leben so angenehm als möglich machen, viel für sich sein, schöne Bücher lesen und den Umgang auf das Notwendigste beschränken.

Das ging denn auch die ersten Wochen. Aber bald mußte Heinrich doch wieder an dieser oder jener Zusammenkunft teilnehmen und so seine junge Frau einmal einen Abend allein lassen. Und vor allen Dingen: es wurde die höchste Zeit, mit den Besuchen anzufangen. Heinrich faßte die Sache so auf, als ständen die Damen aus dem Kreise seiner Vorgesetzten und Berufsgenossen um die Mittagsstunden immer am Fenster, in Ungeduld wartend, bis ihnen Hering seine Frau bringen würde. Und Bertha mußte sich wohl oder übel in diesen Dingen auf ihren städtisch geschulten Mann verlassen und ließ eine Menge Besuche über sich ergehen, bei denen ihr der Zweck völlig verfehlt erschien. Denn Heinrich hatte ihr auseinandergesetzt, daß er dafür Sorge tragen müsse, daß man sie möglichst bald kennen lerne. Man würde sie freundlich aufnehmen und sich der Bekanntschaft freuen. Aber Bertha bekam kaum eine der angeblich am Fenster lauernden Damen zu sehen, und als die Gegenbesuche zu erwarten waren, sorgte Heinrich stets dafür, daß sie beide nicht zu Hause waren, oder er übte das Mädchen in der Verstellungskunst,

indem er sich unendliche Mühe gab, ihr einen schönen Satz einzuprägen, den das unschuldige Ding bei jedem Druck auf den elektrischen Knopf in Gefahr war der Wahrheit zu opfern. Ein paarmal stellten sich des Abends zum Thee die jungen Herren ein, die bei der Hochzeit geholfen hatten; aber es war doch ein ziemlich gezwungnes Vergnügen. Einmal hatten Herings Gustav Meyer mit seiner Frau im Theater getroffen, und man hatte verabredet, sich nach dem Abendessen öfter zu besuchen. Aber es war bei der Verabredung geblieben, und Bertha freute sich darüber, da ihr die fremde junge Frau nicht gefallen hatte. Am liebsten ging sie an Sonntagen mit ihrem Manne zu dessen Eltern, da ihr dort die schlichte Herzlichkeit das Elternhaus einigermaßen ersetzte mit all seiner wohlthuernden Liebe und Vertraulichkeit, die ohne Worte verstanden wird.

Merkwürdig war ihr, daß Heinrich durchaus mit ihr keinen Besuch machen wollte bei einer jungen Frau, die aus derselben Gegend stammte wie sie und sich an einen Weißwarenhändler verheiratet hatte. Da er nicht dazu zu bewegen war, so ging sie schließlich allein zu der Jugendfreundin, sprach mit ihr über die Verhältnisse der Heimat, über gemeinsame Bekannte und über das Leben in der Stadt. Die junge Kaufmannsfrau konnte ihr einen reizenden kleinen Jungen zeigen, der ihr und ihres Mannes ganzer Stolz war. Aber alle ihre Schilderungen von dem Glück des netten Ehepaars machten keinen Eindruck auf Heinrich, sodaß sie sich über sein verstocktes Gemüt ernstlich zu ärgern anfang. Ja einmal wäre es fast zu einer kleinen Szene gekommen. Sie gingen ab und zu des Abends in ein Restaurant, und es machte Bertha nicht geringes Vergnügen, die vielen fremden Menschen zu beobachten und in ihrer drolligen Weise Bemerkungen über einen dicken Herrn oder eine auffallend gekleidete Frau zu machen. Heinrich liebte das nicht sehr, aber er ließ sie gewähren. Eines Tages nun traf sichs, daß Bertha an einem benachbarten Tische in einem feinen Restaurant ihre Bekanntschaft entdeckte. Sie wollte nun ohne weiteres die Männer mit einander bekannt machen und den Abend mit dem jungen Ehepaare gemeinsam verleben. Aber Heinrich sträubte sich so nachdrücklich, daß sie fürchtete, ihre Meinungsverschiedenheit müsse an allen Tischen wahrgenommen werden können. Um des lieben Friedens willen gab sie nach und ließ sich bald nach Hause führen.

Am nächsten Sonntag erkundigte sie sich bei ihrem Schwiegervater eingehend nach dem Weißwarenhändler und bekam die lobendste Auskunft. Siehst du, Heinrich, rief sie, daß ich Recht habe, dein Papa weiß an Herrn Schumann nichts auszusetzen. Nur dein übertriebener Hochmut ist schuld daran, daß du ihn nicht achtest. Dein Papa ist doch auch Kaufmann!

Aber Bertha, entgegnete Heinrich verstimmt, wir können unmöglich mit allen verkehren, an denen Papa nichts auszusetzen hat. Sonst könnten wir uns nur gleich in die Kaufmannshalle aufnehmen lassen. Ich bin eben nicht Kaufmann.

Laß ihn nur, Bertha, sagte beschwichtigend die Mutter, Heinrich hat seine besondern Ansichten, das verliert sich schon mit den Jahren. Vielleicht hat er auch Recht, und wir verstehen es nur nicht.

Ich glaube nicht, daß er Recht hat, sagte Bertha.

Ich auch nicht, fügte der Vater hinzu.

Dann kam der Sommer, und es wurde Bertha schwer, an den heißen Tagen, wo alles ins Freie lockte, in der Stadt auszuhalten. Urlaub konnte

Heinrich nicht schon wieder nehmen; ein paarmal fuhren sie wohl an einem Sonntag zu Berthas Eltern, aber jeder dieser flüchtigen Besuche machte ihr das Herz nur schwerer, und die Rückkehr in die abgeschlossene Stadtwohnung war ihr nach dem kurzen Landaufenthalte doppelt verhaßt. Heinrich machte ihr den Vorschlag, sie sollte ein paar Wochen auf dem Lande bei ihren Eltern bleiben, er würde so oft wie möglich hinauskommen. Aber das wollte sie nicht, sie hielt eine solche Trennung für Fahnenflucht. Sie gab sich alle Mühe, ihre Sehnsucht zu verbergen, und hätte Heinrich ein wenig die selbstgeschmiedeten Ketten gesprengt und nicht fortgesetzt alle Verhältnisse ihres Lebens in ein Netz von Rücksichten, die kein Mensch von ihm verlangte, und die ihm keiner vergalt, eingesponnen, so hätte sie die starken Anwandlungen von Heimweh überwunden, die sonnigen Bilder der Erinnerung hätten nicht so häufig das wirkliche Leben grau und öde erscheinen lassen. Aber so führten sie zwar einen tadellos korrekten Haushalt, aber keiner war da, ihn zu bewundern, sie „repräsentirten,“ ohne daß es nötig war. Bertha fehlten die vielen Beziehungen des täglichen Lebens, die früher, ohne daß sie es wußte, eine so wichtige Rolle bei ihr gespielt hatten, es fehlten ihr die stehenden Wiße ihres Vaters, das aufmunternde Lob der Mutter, der Gang durch den Garten, die Sorge für das Gemüse, die Raupen auf den Kohlköpfen, das Gespräch mit dem Gärtner, die Beobachtung des Wetters, kurz alles, was früher für sie Wert gehabt hatte, und Heinrich war nicht imstande, ihr dafür Ersatz zu schaffen. Sie hatte keine Ahnung von dem, was sein Herz begehrte, und er nicht das geringste Verständnis für das unaufgeschlossene Gemüt seiner Frau. Er wäre am besten gefahren, wenn ihn das Geschick mit einer vom Beamtenehrgeiz befeffenen Jungfrau zusammengekoppelt hätte. Aber so hatten ihn Gelegenheiten und eine falsch gedeutete Regung des Herzens an ein Wesen geknüpft, dem er sein Lebtag den Unterschied zwischen einem Regierungsrat und einem bloßen Sekretär, zwischen einem Referendar und einem Gerichtsschreiber nicht deutlich machen konnte. Das war traurig, aber leider nun nicht mehr zu ändern.

Manches an Bertha ließ sich ja von einem höhern Standpunkt aus billigen oder doch verwerten; zum Beispiel ließ sich ihre plebejische Neigung, die Waschfrau nach ihren Verhältnissen zu befragen und ihr hier und da eine kleine Erleichterung zu verschaffen, als sozialpolitische Maßnahme auffassen und dann gutheißen. Daß sie selbst mit dem Briefträger freundliche Worte wechselte und ihn wegen seines Treppensteigens bemitleiden konnte, war ebenfalls ein Akt sozialer Sympathie, bei dem freilich die statistische Unterlage und die Berücksichtigung der Verkehrsverhältnisse fehlte. Er predigte ihr täglich, daß diese Leute, an die sie ihre Teilnahme und ihr sentimentales Mitgefühl verschwende, ganz andre Gewohnheiten und Empfindungen hätten als sie und darum auch ihre in der That manchmal verzweifelte Lage anders trügen, als sie und er es thun würden und könnten. Er entwickelte ihr das große Gesetz der Anpassung und merkte nicht, daß er sich selbst ganz falsch angepaßt hatte, und daß er auf dem besten Wege war, das Anpassungsvermögen seiner Frau in der unverantwortlichsten Weise zu mißleiten. Er schuf Verhältnisse um sie, in denen er gar nicht lebte, und in denen sie nicht gedeihen konnte. Er nahm ihrem Leben die frische Luft, den Sonnenschein und die natürliche Herzlichkeit und setzte an deren Stelle die trostlosen Rücksichten auf alle möglichen Wünsche, Notwendigkeiten und Ansichten. Er hatte sich ein völlig verzerrtes Bild gemacht von der Beamtenhierarchie, in der er mit einer möglichst angepaßten

Frau eine erfolgreiche Rolle spielen wollte. Er hatte von den Lebensbedingungen junger Offiziersfamilien die handgreiflichsten herausgefunden und wollte nun nach deren Vorbild auch sein Leben einrichten. Ohne Not schloß er sich und seine Frau von der sie umgebenden Welt ab und büßte dafür das Verständnis für ein gutes Stück menschlicher Verhältnisse ein, während doch sein Beruf die genaueste Kenntnis des Lebens erforderte. Eine Exklusivität ohne Sinn und Wesen war sein Ideal, ja er ging in seinem fix und fertig übernommenen Hochmut so weit, daß er selbst Dichtern und Künstlern nur ein sehr bedingtes Maß von Verehrung und Anerkennung zollte.

Das hätte ja nun an und für sich nicht viel geschadet, wenn nicht diese hinter Annäherung verborgne Interesselosigkeit und Gemütsdürftigkeit wieder dahin gewirkt hätte, das Leben Berthas noch ärmer zu machen. Es war zwar gut, daß sie nicht in ein gespreiztes Litteratur- und Kunstgethue hineingeriet, aber so blieb ihrem empfänglichen Gemüt auch manche wahre und reine Erhebung versagt, die ihr die Leere ihres Lebens hätte ausfüllen können.

So verging ein ziemlich freudloser Sommer; die Reisenden kamen wieder, und die kürzer werdenden Tage trieben die Menschen nach und nach wieder mehr in die Häuser und zu einander. Man fing allmählich an, Gesellschaften zu geben. Herings wurden mehrfach eingeladen, aber die junge Frau fühlte sich fremd in dem Kreise, in dem doch auch Heinrich nur eine bescheidene Rolle spielte. Die Leute kamen ihr freundlich entgegen, aber sie war durch ihres Mannes Auffassung der Dinge so unfrei geworden, daß sie sich nicht unbefangen geben konnte. Ab und zu kam es wohl vor, daß sie sich mit einem lustigen Tischnachbar gut unterhielt, aber die heitere Stimmung hielt nicht vor, wenn die Tafel aufgehoben war, und sie dann im Kreise der Damen sitzen mußte, die sich über lauter ihr fremde und gleichgiltige Dinge unterhielten. Sie verfiel dann in ein sie selbst beängstigendes Schweigen, aus dem sie durch die harmloseste Anrede aufgeschreckt wurde. Ihr fehlten nach ihrer Meinung alle geselligen Talente, und sie beneidete im stillen manche Dame um ihre Beredsamkeit und Gewandtheit. Diese Damen schwammen eben in Verhältnissen, die ihnen meist von Jugend auf bekannt waren, und ihr war die angeborne Sicherheit bei Heinrichs kleinlicher Weise abhanden gekommen. Hätte sie einen bessern Schwimmlehrer gehabt, so wäre sie auch bald dahin gelangt, fröhlich mit zu plätschern und zu schwimmen. So wurde ihr die gepriesene Geselligkeit bald zur Qual, und nichts war ihr willkommener als die Pause, die um Weihnachten mit den Einladungen gemacht wurde. Sie zählte gewissenhaft, wie in Kinderzeiten, die Tage bis Weihnachten, wo sie mit Heinrich aufs Land zu ihren Eltern reisen sollte. Aber so schön, wie sie sich gedacht hatte, war die Festzeit doch nicht. Ihr stilles und nachdenkliches Wesen fiel sogar den Eltern auf. Unter dem Weihnachtsbaum mußte sie mit Mühe die Thränen zurückhalten; es lag ihr alles daran, den Ihrigen ihren Gemütszustand zu verbergen, aber umsomehr drängte sich die Veränderung ihres Wesens auf.

Am zweiten Weihnachtstage, wo sie den Abend beim Superintendenten eingeladen waren, nahm die kleine geistliche Frau sie ins Gebet. Aber sie wich aus, und erst als ihr die Superintendentin einen Blick in das eigne an Enttäuschungen reiche Leben eröffnete, wurde sie offener. Aber es zeigte sich, daß sie selbst nicht wußte, was ihr fehlte. Da war nichts zu machen.

Das einzige war, auf Kinder zu hoffen, die dem Professor schon die standes-

gemäßen Anschauungen ausgetrieben und der Frau einen Lebenszweck gegeben hätten. Aber es wurden ihnen keine Kinder geboren, ein thätiges Leben blieb der jungen Frau versagt, sie fing an, Bücher zu kaufen und für fremder Leute Kinder Strümpfe zu stricken und Hemdchen zu nähen. Und Heinrich? Assessor Hering wurde Regierungsrat und „repräsentirte“ auf eigne Hand weiter in partibus infidelium. Er hatte mit der Wahl seiner Frau kein Glück gehabt trotz ihres Vermögens. Sie zeigte sich eben dem Verständnis für staatsmännisches Wesen unzugänglich und verbaute ihm seine Laufbahn. Denn daß er ohne sie Minister werden würde, war ihm nicht zweifelhaft.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Breslauer Parteitag. Von allen Parteitagen ist der sozialdemokratische der erträglichste. Neues vermag er zwar auch nicht mehr zu bringen — so weit zahlt er der Greisenhaftigkeit unsrer Zeit den schuldigen Tribut —, aber während auf den Versammlungen der herrschenden Parteien die bekannten Redensarten von Automaten heruntergeklappert werden, die dabei so wenig fühlen wie ein Hammerstein beim Preise der christlich-germanischen Tugend, sieht und hört man bei den Sozialdemokraten warme Menschen, die warm von menschlichen Dingen reden. Wenn Frau Zetkin die Lage des Proletarierweibes schildert, wenn Gehr aus Bremerhaven in die Hölle hinabsteigt, wo die Kohlenzieher der Dampfer arbeiten, und die um so furchtbarer wird, je komfortabler die Salons droben ausgestattet werden, und je rascher die Seeriesen zum Ziele fliegen, da könnte ein Tolstoi, ein Dostojewski Stoff zu einem Romane schöpfen, ein Bürger, ein Schiller, ein Freiligrath sich zu einem Gedicht begeistern lassen. Und wie interessant, wie neu in der Weltgeschichte ist doch eine große politische Partei, die aus lauter so armen Teufeln besteht, daß 3000 Mark Einkommen als das höchste Maß dessen, was ein Parteiführer zu beziehen berechtigt sei, erscheinen, daß der Glückliche, der sie bezieht, beneidet und bekrittelt wird, und daß die Forderung, das darüber hinausgehende müsse gestrichen werden, auf jedem Parteitage erhoben wird! Und das in einer Zeit, wo die Gerichtsschreiber 3000 Mark Besoldung beziehen, die Brauereidirektoren 60= bis 100000 Mark einnehmen, und der Herr, der das unbefordete Ehrenamt eines Vorsitzenden der Tiefbauberufsgenossenschaft bekleidet, sich soeben die Entschädigung, die ihm für Zeitversäumnis gewährt wird, von 10000 auf 15000 Mark hat erhöhen lassen!

Wer weiß, wie lange wir diesen einzigen leidlich interessanten unter den im allgemeinen so öden Parteitagen noch genießen werden! Die Verhandlungen über den Hauptgegenstand, über das Agrarprogramm, beweisen, daß die Partei am Anfange ihres Endes angelangt ist; sie haben unsre in Heft 33 dargelegte Auffassung durchaus bestätigt. Die Partei kommt nicht mehr vorwärts, weil sie das mögliche Maß ihrer Ausdehnung erreicht hat. Sie ist die Partei der Industriearbeiter, und soweit diese nicht von übermächtigen Unternehmern oder durch den religiösen